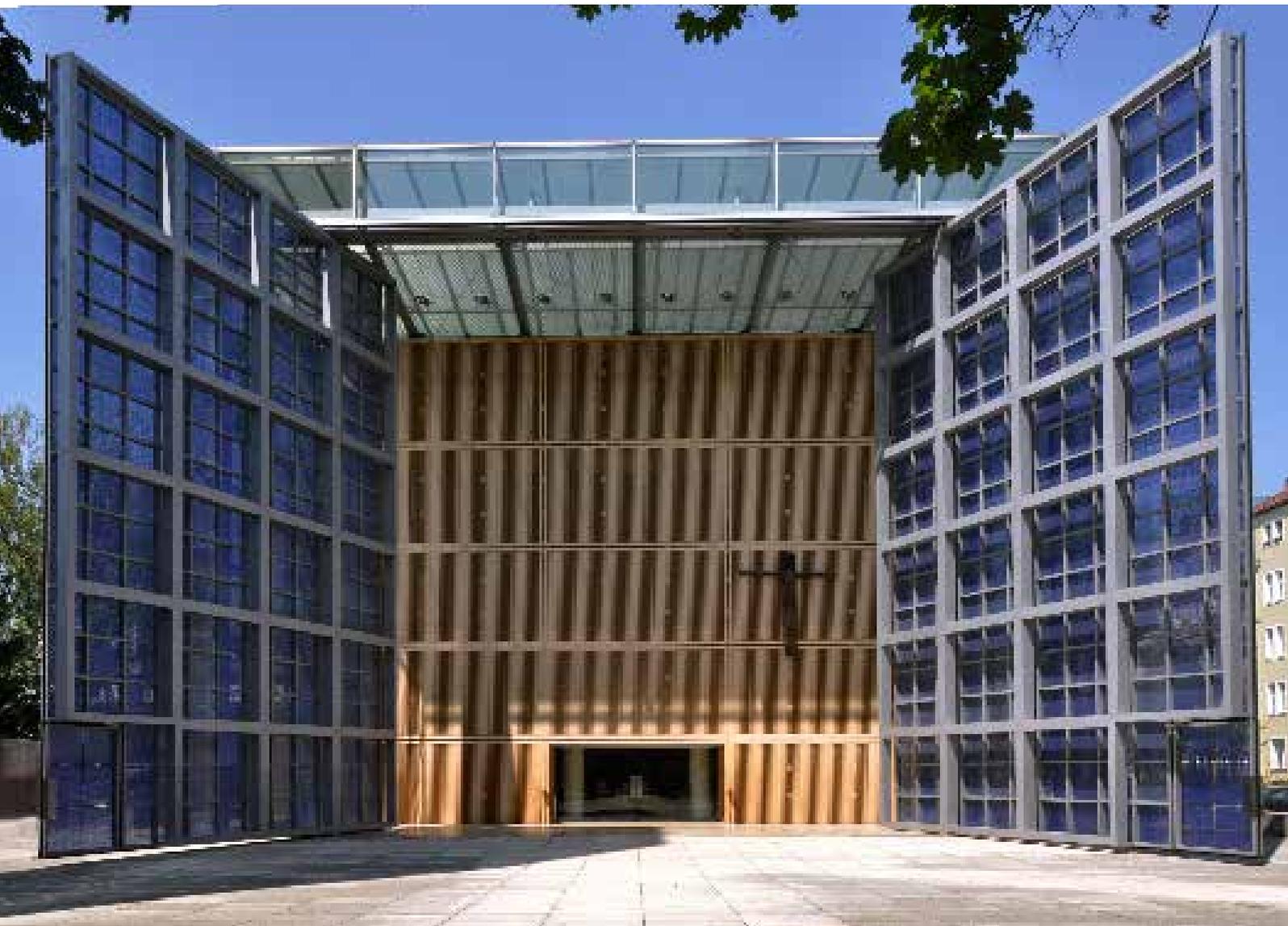


BEGEGNUNG & GESPRÄCH

Nr. 165

III/2012

ÖKUMENISCHE BEITRÄGE ZU ERZIEHUNG UND UNTERRICHT



Das Zweite Vatikanische Konzil

auf dem Hintergrund der
Kirchen- und Theologiegeschichte

Wolfgang Beinert



Ein überflüssiges Ereignis?

Der 25. Januar 1959, Fest der Bekehrung Pauli, war ein Sonntag. Mit den Kollegen meiner Heimatdiözese saß ich, wie an jedem Sonntag, bei der Abend-erholung im Germanicum, dem Deutsch-Ungarischen Kolleg zu Rom. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, ein Student stürzte herein, ganz außer Atem: „Der Papst hat eben ein Ökumenisches Konzil angekündigt!“ Eine ziemlich lange Schrecksekunde, dann aufgeregtes Stimmengewirr. Ein Konzil? Mit nahezu der ganzen (katholischen) Welt, wie sich später

zeigte, schien uns das absurd zu sein. Ein Konzil war bisher zusammengetreten, wenn Feuer im Gebälk der Kirche loderte – aber nach dem langen Pontifikat Pius XII. gab es weder eine dogmatische noch eine moralische Existenzbedrohung der Kirche. Von außen dräute zwar der Kommunismus, doch im Innern herrschte großer Friede. Ein Konzil war einst eine Versammlung von einer Handvoll Bischöfen, jetzt gab es 2750 potentiell stimmberechtigte Teilnehmer – wie soll man da miteinander diskutieren? Vor allem aber: Seit dem Vaticanum I von 1869/70 schien es überflüssig wie ein Kropf;

dieses hatte dem Papst alle Kompetenzen einschließlich der Kompetenz der Kompetenzen übertragen. Sollte er also etwas ändern wollen, brauchte er es nur zu tun. Wozu ein Konzil? Der Beifall der Kardinäle in San Paolo fuori le Mura blieb denn auch sehr verhalten. Die römische Kurie hingegen packte das blanke Entsetzen. Mit allen Mitteln suchte sie den alten Papst von dem in ihren Augen wahnwitzigen Plan abzuhalten, die Verwirklichung wenigstens hinauszuzögern – in der stillen Hoffnung, die Biologie würde dabei bald das Ihre tun. Als er 1963 als Jahr der Eröffnung projektierte, machte man ihn darauf aufmerksam, dass das nicht gehen würde, das Vaticanum I hatte sechs Vorbereitungs-jahre beansprucht. „Dann fangen wir eben schon 1962 an“, replizierte Johannes XXIII.

Ein brandnotwendiges Projekt

Was war das für ein Mann? Der Nachwelt gilt er als liberaler, fortschrittsgläubiger, weltzugewandter Prälat. Das war er mitnichten. Er war ein italienischer Priester in der Spiritualität des 19. Jahrhunderts, fromm, konservativ in seiner Theologie, eine Mischung von Bauernschläue und Naivität. Wenige Monate vor Konzilsbeginn schrieb er mit der Konstitution „*Veterum Sapientia*“ die lateinische

Sprache als Unterrichtssprache für alle katholischen Universitäten und Fakultäten vor. Er war überzeugt, dass sie eine der Säulen ist, auf denen die römische Kirche aufruht. Ihre Wirkung verpuffte auch noch bei den papalistischsten Instituten. Eine zweite Säule war die Neuscholastik. In ihrem Geist waren die Texte abgefasst, die die Vorbereitungskommissionen des Konzils ihm vorlegten. Sie war ein rationalistischer, monologischer, im Themenrahmen des Mittelalters steckengebliebener Versuch der Glaubensreflexion, der die Kirche in der ewigen unveränderlichen Wahrheit halten sollte. Johannes fand die Texte ganz in Ordnung. Er dachte im Prinzip genauso. Was ihn allerdings vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, waren ein realistischer Blick auf die Situation seiner Kirche in der Gegenwart und ein geradezu unerschämtes Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes. Als Nuntius auf verschiedenen heiklen Posten und zuletzt als Bischof der problemreichen Diözese von Venedig war ihm sonnenklar geworden, dass eine derart gewaltige Kluft zwischen dem Selbstverständnis der Kirche und dem Selbstverständnis der Welt, in der sie agieren sollte, existierte, dass ihr Sendungsauftrag nicht mehr erfüllt werden konnte. Das ließ sich nur ändern, wenn sie beherzt sich selber, ihre Struktur, ihre Theologie, ihre Spiritualität, ihre Außenbeziehungen auf den Prüfstand stellen würde.

Johannes fasste diese Notwendigkeit im italienischen Wort *aggiornamento* zusammen. Die Kirche, alles, was sie ist und sein soll, hatte eine Sache des Tages (*giorno*), sie hatte „von heute“ zu sein. Sie sollte nicht die Exponate der Vergangenheit museal bewahren, sondern, missionarisch, wir würden heute sagen, zum Global Player und Partner aller Gestaltungskräfte werden.

Gehemmt im Sprung

In der Urfassung der Konzilsöffnungsansprache vom 11. Oktober 1962, die in der vorgelegten Version abgeschwächt wurde, erklärte der Papst, durch das Ereignis solle die Kirche ein *balzo d'innanzi* (einen Sprung nach vorn) machen. Hier liegt der Kern des katholischen Großereignisses, man kann auch sagen: Das Zentrum aller christlichen Aktivitäten überhaupt. Den Offenbarungsreligionen wohnt wesentlich eine starke Traditionsgebundenheit inne: Sie leben von einer göttlichen Selbstmitteilung, die an einem genau bestimmten Punkt der Geschichte verbindlich ergangen ist. Für das Christentum ist das die Person, das Werk und die Lehre Jesu von Nazareth, wie sie durch die Apostel überkommen sind. Die Apostolizität ist ein Wesensmerkmal der Kirche Christi. Zugleich aber versteht sie sich nicht als Selbstzweck, als pure

Vergemeinschaftung von Gläubigen, sondern als Vermittlerin eben dieser Person, ihres Werkes und ihrer Lehre durch die Zeiten und je in dieser konkreten Zeit an alle Menschen zu deren Heil. Mit dem Begriff der Katholizität hält das Glaubensbekenntnis auch dieses Wesensmerkmal verbindlich fest. Damit aber entsteht eine bleibende Spannung: Das erste Merkmal bedingt eine gewisse Retrospektivität, das zweite eine Universalität des Denkens und Handelns.

Man kann vier geschichtliche Situationen ausmachen, in denen die Spannung besonders akut geworden ist: Die Lösung vom Judentum in den ersten Generationen, die fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Griechentum in den ersten Jahrhunderten, den Überstieg in die germanische Welt im Mittelalter, endlich die Herausforderung durch das technisch-naturwissenschaftliche Denken seit der Aufklärung des 17. Jahrhunderts. Die ersten drei Male kam es zu einer Aufschließung der Gehalte der Tradition hinein in die je neue Situation, die ihrerseits die Gestalt der Religion neu geprägt hat. Das vierte Mal ist das bisher nicht gelungen. Die Kirche setzte mehr oder weniger total auf die Bewahrung des bisher Überkommenen, tat sich aber schwer, in einen wirklichen Dialog mit den neu erwachten Geistesströmungen einzutreten. Auf dieser Folie ist auch das Vorgängerkonzil



von 1869/70 zu orten: Es will mit den Papstdogmen einen ehernen Fels in der Brandung des neuzeitlichen, sich gottlos gerierenden Denkens schaffen. Die nachkonziliare Theologie verstärkte die an sich ziemlich maßvollen Tendenzen in Richtung auf einen rigiden Autoritarismus, Zentralismus und Juridismus, der eine beispiellose Abschottung der Kirche heraufführte. Sie war nach dem bekannten Kirchenlied ein Haus voll Glorie, eine unbezwingbare Festung, ganz gewiss apostolisch, genauer: petrinisch, aber auch noch katholisch? Bezeichnend ist der Antimodernismus, der in drei großen Wellen unter Pius IX., Pius X. und Pius XII. fast ein ganzes Jahrhundert bis nach 1950 mit unnachsichtiger

Konsequenz alle Versuche, mit der Moderne ins Gespräch zu kommen, abblockte, die Protagonisten des Aufbruchs eliminierte.

Rom, genauer die vatikanische Kurie, die Professoren der päpstlichen Universitäten, sahen sich als berufene Verteidiger des Althergebrachten. Man versteht, dass und weshalb sie von Anfang an und durchgehend den johanneischen Aufbruch nicht wirklich mittragen konnten. Nach einer Anekdote sei der Papst auf die Frage eines Besuchers, was das Konzil denn wolle und solle, aufgestanden und habe das Fenster weit geöffnet: Frische Luft in die Kirche bringen! Eben das aber war für die Traditionalisten der größte anzunehmende Unfall,

meinten sie doch, dass durchs Fenster nur verpestete Luft einströmen würde. Aggiornamento konnten sie daher allenfalls nur interpretieren als eine Art Außenrenovierung des Kirchengebäudes: Man konnte sicher manches in der ewigen Lehre der Kirche besser, genauer, plausibler, präziser, argumentativer darlegen, aber ganz gewiss keine prinzipiell ergebnisoffene Diskussion über die neuen Ideen anzetteln. Wandel war allenfalls größere Flexibilität in der Konfrontation mit der Moderne. So war von vornherein die Initiative Johannes XXIII. gebremst. Er wollte die Fragen der Menschheit von heute aufnehmen in einem Dialog in Augenhöhe. Sicher hatte die Kirche der Welt etwas zu geben, aber sie hatte auch von ihr zu empfangen.

„Vestigis inhaerens“

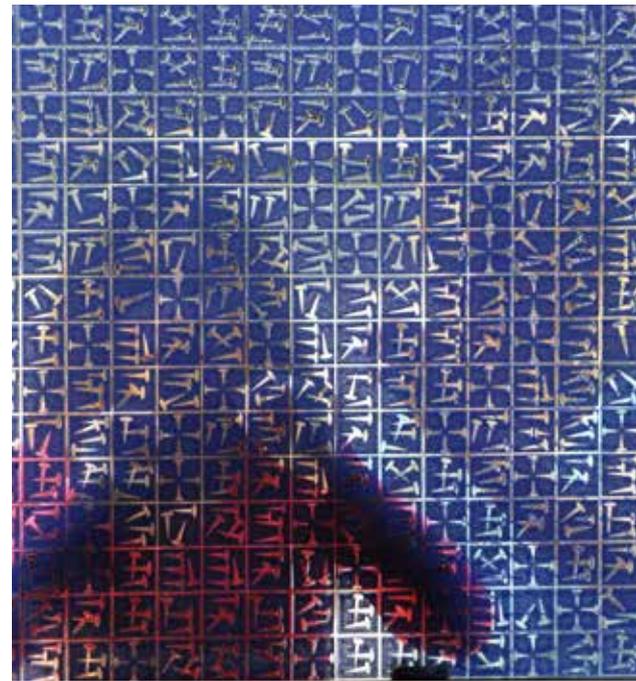
Die Vorbereitungsarbeiten lagen in den Händen der Kurie. Sie produzierte aus 2821 Anträgen der Bischöfe 69 perfekt gestylte abstimmungsreife Schemata. Es war eine gewaltige Überraschung, dass die im Konzil versammelten Bischöfe der Weltkirche die Kommissionstexte unbefangen neu bearbeiteten, neuen, nicht neuscholastischen Gedanken Raum gaben, wenn es sein musste, sie auch schlicht verwarfen. Allein aus ihrer Mitte entstand als charakteristisches Zeugnis des

Mehrheitsdenkens die Pastoral-konstitution „Gaudium et spes“ mit dem bezeichnenden Titel: „Über die Kirche in der Welt von heute“. Dort steht ein von der Vorgeschichte her atemberaubender Satz: Obschon dieses Dokument „eine Lehre vorträgt, die in der Kirche schon anerkannt ist, wird sie noch zu vervollkommen und zu ergänzen sein, da oft von Dingen die Rede ist, die einer ständigen Entwicklung unterworfen sind“ (91). Anerkannte Lehre – das ist das apostolische Prinzip, offen für neue Entwicklungen – das ist katholisches Denken. Dass auch die Welt substantiell dazu beiträgt, sieht das Konzil in aller Klarheit („Gaudium et spes“ 40 und 44).

Die Ernte

2540 stimmberechtigte Prälaten ziehen am 11. Oktober 1962 in die Peterskirche ein. In 36 Generalkongregationen halten sie 640 Reden und stimmen dreiunddreißigmal ab. Ungezählt bleiben die Studienzirkel, die Lobbygespräche (z. B. an der „Bar Jona“ genannten Cafeteria in St. Peter), die privaten Konsultationen, die Reunionen der Konzilsberater (Periti) – ein ungeheures Arbeitspensum wird bewältigt, ernst und leidenschaftlich, mit diplomatischen Finessen und undiplomatischen Trickereien. Die (fallweise leicht wechselnden)

Mehrheitsverhältnisse zeichnen sich rasch ab: Die Majorität ist mit wenigstens 80% zu veranschlagen, die Minderheit schlägt im Höchstfall mit 20% zu Buche. Aber sie hat die kuriale Unterstützung und findet beim zweiten Konzilspapst, Paul VI., ein meist offenes Ohr. Er stand gewiss auf der Mehrheitsseite; das hatten seine Interventionen als Kardinal in der ersten Sitzungsperiode gezeigt. Doch suchte er möglichst einstimmige Abstimmungsergebnisse herbeizuführen, wenn es sein musste, auch um den Preis kontradiktorischer Kompromisse. Mehrfach griff er autoritär in die von den Vätern beschlossenen Texte ein. Damit war der Grund für Ambivalenzen gelegt, die noch jetzt die Debatten verwirren: In der sensiblen Strukturfrage, um ein Beispiel zu nennen, steht nun die Lehre von der Kollegialität der Bischöfe (mit Einschluss selbstredend des römischen) neben einer Betonung der päpstlichen Vollmacht, die weit über die Dogmen des Vaticanum I hinaus geht. Das daraus entstehende Dilemma bleibt noch jetzt bestehen; vielleicht exakter gesagt: Es wird bereits unmittelbar nach Konzilsabschluss mit wachsender Gewalt in Richtung auf eine nahezu unbeschränkte Zuspitzung der Primatialgewalt zerbrochen, nicht wirklich gelöst. Besonders im Pontifikat Johannes Paul II. sind



Beobachtungen einer „schleichenden Infallibilisierung“ (creeping infallibility) zu konstatieren. Er fordert unbedingten Gehorsam ein nicht nur gegenüber den erklärten Dogmen, sondern gegenüber allen pontificalen und kuralen Verlautbarungen. Während die im „Coetus Internationalis Patrum“ sich sammelnde Minorität generell den Ergebnissen des Konzils sich fügte, behielt einzig der französische Erzbischof Marcel Lefebvre namens der „ewigen Tradition“ seine Fundamentalopposition gegen die Generallinie bei. Er wird zum Gründer der „Priesterbruderschaft vom hl. Pius X“ („Piusbrüder“) und damit zum Dorn im Auge der nachkonziliaren Kirche.



Doch zunächst einmal zeitigt die Kirchenversammlung in ihren 16 Dokumenten stauenswerte Resultate. Sie verwirklichen nicht Träume neuerungsverliebter Theologen, sondern sind samt und sonders Rückgriffe auf die gesamte, nicht nur auf die mittelalterliche Tradition der Glaubensgemeinschaft. So nimmt die Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ zusammen mit der Pastoralkonstitution das bedeutendste Dokument des Konzils, die Communio-Ekklesiologie des ersten Jahrtausends auf: Kirche ist Gemeinschaft aller Glaubenden, die zwar funktional gegliedert und in diesem Sinn hierarchisch ist, die aber grundlegend Gemeinschaft von Gleichen in der Gnade und Erwählung Gottes ist. Die Universalität des Glaubens macht es heute notwendig, über ihr Verhältnis zu den

anderen Menschen intensiv zu reflektieren, seien diese nun anderer Konfession, anderer Religion oder anderer Ansichten in der Gottesfrage überhaupt – der Atheismus findet sorgsame Beachtung, die Religionsfreiheit wird als Grundrecht des Menschen anerkannt. Von vier Prinzipien lassen sich die Bischöfe mit dem Papst leiten: Die Anerkennung der universalen Schöpferschaft Gottes, die Anerkennung der bereits geschehenen Erlösung aller Menschen, die Anerkennung des allgemeinen Heilswillens Gottes sowie, in logischer Konsequenz, die Anerkennung des Vorrangs der Hirtensorge bei allen kirchlichen Aktivitäten. Daraus folgt der Dynamismus der Offenheit und Öffnung, der Abschied von der Wagenburgmentalität des Hauses voll Glorie. So ergibt sich aus der Leitmarke des aggiornamento

die Zielrichtung der Kirchenversammlung als Pastoralkonzil, das nicht so sehr, wie seine Vorgänger, abgrenzen (lat. definire), sondern für das Reich Gottes werben will, nicht in freibleibenden Angeboten freilich, sondern sehr wohl entschieden, verbindlich, mit authentischer Autorität.

Die Ernte in die Scheuern bringen

„Die Kirche wird 50 Jahre brauchen, um sich von den Irrwegen Johannes XXIII. zu erholen“, meinte Kardinal Siri von Genua, einer der Hardliner kurialen Denkens. Die sind nun vorbei. Hat die Kirche „sich erholt“? Da kann man keine glatte Antwort geben. Vieles hat sich geändert, ist aber den Nachgeborenen als Neues gegenüber dem Einstigen nicht mehr bewusst: Die lateinische Liturgie wird nie mehr „Weltliturgie“ werden, das Selbstbewusstsein der so genannten Laien wird nie mehr der Schafherdenmentalität weichen, die „Welt“ wird nie mehr aufhören, Partner der Kirche zu sein und dieses einzufordern, die nichtkatholischen „Anderen“ werden nie mehr zu disqualifizieren sein als Fehlgestalten des göttlichen Heilsplanes – noch manches mehr wird nie mehr so sein wie einst. Doch lässt sich ebenso wenig verhehlen: Manchen Neuaufbruch haben die einflussreichen Konzilsgegner heimlich, vorsichtig, doch ziel-

strebend verdorren lassen. Sie haben zum Konzil Ja gesagt, aber Nein gedacht und danach gehandelt. Nach dem Pontifikat Paul VI. haben die Kirchenleitungen kaum einen wesentlichen Schritt nach vorn, in die vom Vaticanum II gewiesene Richtung getan. Man kann das exemplarisch wiederum am Kollegialitätsgedanken zeigen. Er sollte umgesetzt werden im Institut der Bischofssynode, die Mitentscheidungsorgan bei der Kirchenleitung werden sollte, de facto aber zu einem unverbindlichen Konsultationsorgan des allein entscheidenden Papstes wurde.

Die Ernte des Konzils wurde nur unzulänglich in die Scheuern der Kirche transportiert. Die Folgen sind nicht zu übersehen. Der kirchenamtliche Traditionalismus hat zu einem nie dagewesenen Traditionsabbruch geführt. Das Festhalten an den für die lateinische Ritusgemeinschaft geltenden Zulassungsbedingungen zum Priesteramt zeitigt (neben anderen Ursachen) einen gigantischen Rückzug der Kirche aus der Fläche. In immer weniger Kirchen wird immer seltener Eucharistie gefeiert, die doch „das Heilsgut der Kirche in seiner ganzen Fülle“ enthält (Vaticanum II, Dekret „Presbyterorum Ordinis“ 5). Die Rezeption amtlicher Weisungen und Mahnungen tendiert oft gegen Null. In nicht endenden Scharen wandern Katholikinnen und Katholiken Jahr für Jahr aus der Gemeinschaft aus, weil sie für ihr Suchen keine

Richtung, für ihr Fragen keine Hilfe zu finden meinen. Und die verbleiben, zeigen nicht selten eine erschreckende Frustration und Freudlosigkeit – bis in den Klerus hinein. „Gaudet Mater Ecclesia“ – Mutter Kirche freut sich, so eröffnete Johannes XXIII. das Konzil. Freuen sich heute ihre Kinder noch? Nehmen sie wahr, dass ihre Kirche ein Euangelion, eine fröhliche Botschaft ansagt? Das Konzil hatte sich geschickt, den Dynamismus der apostolischen Epoche in die jeweilige Gegenwart hinein neuerlich aufzugreifen. Es wollte die beiden entscheidenden Fragen beantworten, die sich aus dem Denken der Moderne ergeben hatten und noch offen waren: Kann die Kirche die zentralen Resultate der Aufklärung übernehmen – und wie muss sie selber strukturiert sein, um das gegebenenfalls zu leisten? Sie

hat sich mit Mut und grenzenlosem Geistvertrauen ans Werk gemacht. Dann wurde sie im „Sprung nach vorn“ gehemmt. Doch die Bewegung ist zu Ende zu führen. Inzwischen ist uns deutlicher als je bewusst: Es geht nicht um kosmetische Operationen, es geht um das Überleben der Kirche in ihrer Apostolizität und Katholizität. Dabei geht es gleichermaßen und ebenso um ihre Einheit und Heiligkeit. Ganz kurz und knapp: Um die Verwirklichung des Seins und Tuns der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche – des Credo gemäß dem Auftrag Gottes.

Prof. Dr. Wolfgang Beinert

war bis zu seiner Emeritierung Ordinarius an der Universität Regensburg für katholische Dogmatik und Dogmengeschichte. Seit Jahrzehnten kennt er Joseph Ratzinger, den jetzigen Papst Benedikt XVI, dem er auf seinen Lehrstuhl folgte. Neben zahlreichen publizistischen Tätigkeiten und Vorträgen engagiert sich der katholische Priester auch heute noch in der Pfarrseelsorge.



Zu den Fotos:

Herz-Jesu-Kirche, München Neuhausen

An Stelle der bei einem Großbrand 1994 zerstörten alten Kirche entstand ein vielbeachteter Neubau von »Allmann Sattler Wappner Architekten«

Die gesamte Südseite des Bauwerkes ist ein riesiges Portal, mit dem sich die Kirche vollständig öffnen lässt.

In dem riesigen Glasquader findet sich dann ein eingepasster Holzquader.

Ein grober Holzklotz, der sich gegen diese Öffnung wehrt?

Wer in den Innenraum kommt, erlebt das Gegenteil: eine filigrane Lamellenkonstruktion, die frische Luft und viel

Licht hinenlässt, aber Privatspäre im Glaskasten ermöglicht.

Wer will schon - bei aller Transparenz und Offenheit - seinen Glauben so demonstrativ zur Schau stellen?

Die Herz-Jesu-Kirche bietet also beides: die Offenheit des »aggiornamento«, der sich öffnenden Kirche, und die Geborgenheit der Arche Noah.



Bildnachweise:

Alle Fotos: Christoph Ranzinger

Begegnung und Gespräch - online: www.lehrerbibliothek.de/BuG

Verantwortlich:

Dr. Matthias Pfeufer, RPZ in Bayern, Schrammerstraße 3, 80333 München · Siegfried Kratzer, Pfälzer Straße 7a, 92224 Amberg · Gestaltung: Christoph Ranzinger, Pauckerweg 5, 81245 München.